

Neues Deutschland

Datum: 03.05.2010

Seite: 16

Ressort: Feuilleton

Autor: Von Gunnar Decker

Klaus Bellins fulminantes Buch über Tucholsky und die Frauen: »Es war wie Glas zwischen uns«

Ein Virtuose der Fernstenliebe

Man möchte immer eine große Lange, / und bekommt immer eine kleine Dicke – / C´est la vie – !“

KURT TUCHOLSKY

Für den Unteroffizier und Doktor der Rechte Kurt Tucholsky ist der Krieg vor allem eines: langweilig. Seit 1916 ist er in Kurland stationiert, hier wird eine Fliegerschule gebaut. Die Front ist weit, er hat Zeit zum Lesen, auch zum Schreiben, gründet die Zeitschrift, »Der Flieger«, der es sogar gelingt, ihre kleine Auflage bis 1918 kontinuierlich zu steigern.

Das liegt vor allem an den humoristischen Texten, mit denen Tucholsky, die Kriegszensur vor Augen, das Blatt füllt. Ansonsten hat er gern ein wenig weibliche Unterhaltung, zurückhaltend formuliert. Weniger zurückhaltend könnte man sagen, Tucholsky ist ein notorischer Frauenverführer, lebenslang. Was jedes dauerhafte Zusammenleben mit einer Frau unmöglich macht.

Kaum ist er irgendwo angekommen, will er schon wieder weiter. Die Sehnsucht zerarbeitet ihn, der sich mit Mitte dreißig vor Müdigkeit kaum mehr rühren kann (wohl auch, weil er von Schlafmitteln abhängig ist); seine letzten Kraftreserven verbraucht er, diese große Lebensmüdigkeit nicht in seine Texte hinein zu lassen.

Mary Gerold, neunzehn, gehört zu jenen zweihundert Mädchen, die als freiwillige Kriegshelferinnen aus Riga gekommen sind. Tucholsky glaubt, nur mit dem Finger winken zu müssen und sagt: Komm her! In ihr Tagebuch notiert die junge Frau empört: »Ich war baff und kümmerte mich nicht um ihn.« Das wirkt nicht gerade so, als wären da zwei zusammengekommen, die nie mehr von einander lassen könnten. Doch so ist es, keine Frau wird so wichtig für Tucholsky werden wie jene Mary Gerold, der er zu Beginn lässig mit dem Finger winkt. Doch miteinander aushalten werden sie es auch nicht. 1924 heiraten sie, schon 1928 trennen sich ihre Wege wieder, wenn auch nie ganz. In Briefen haben sie sich immer am besten verstanden, getrennt waren sie sich stets am nächsten. Darum wird er sie auch zur Alleinerbin einsetzen.

Klaus Bellin hat sich nun in seinem Buch »Es war wie Glas zwischen uns. Die Geschichte von Mary und Kurt Tucholsky« dieser unlebhaften Liebe zugewandt. Denn es gibt da eine merkwürdige Diskrepanz: »Ihr Name steht in fast allen Sammlungen, die zwischen 1950 und 1985 erschienen. Sie baute das Archiv auf, und sie hat sich leidenschaftlich um die Verbreitung seiner Schriften gekümmert. Und dennoch weiß man von ihr beinahe nichts.«

Man legt dieses Buch nicht mehr aus der Hand, hat man einmal begonnen, Mary Gerolds Spuren unter denen all der anderen, auch nicht unerheblichen Frauen in Tucholskys Leben zu suchen. Da wird es sehr persönlich inmitten von Briefen und Tagebuchnotizen. Und immer finden sich Bezüge zu dem, was Tucholsky gerade schreibt. Aber auch zu dem, was er nur schweigend erträgt, weil selbst ihm, dem so Wortgewandten, die Sprache fehlt, es auszudrücken.

Mary, die nach Tucholskys Tod ihr Leben ganz seinem Werk widmet, wird konsequent jede Frage nach Privatem abwehren. Sperrt sich lange gegen die komplette Veröffentlichung seiner Briefe, kürzt und schneidet weg, was ihr zu indiskret scheint. Ihre eigenen Tagebücher vernichtet sie wohl teilweise selbst. Klaus Bellin gibt dem ungleichen Paar ein Gesicht. Sie, spröde und kühl, unfähig über ihre Gefühle zu sprechen, »bockig« wird Tucholsky das nennen, baltisch schwerblütig. Sie wird noch durch ihn hindurchblicken, seine ausgestreckte Hand übersehen, seinen Gruß nicht erwidern, als sie in ihrem Tagebuch bereits davon spricht, dass da die Liebe ihres Lebens vor ihr steht.

Durch den Schutzwall aus Kälte und Misstrauen hindurchzudringen, ist selbst für den routinierten Charmeur Tucholsky eine ungewohnt schwere – und langwierige – Arbeit. Er hasst seine Mutter, die »vor Herrschaft keuchte«, gibt ihr Schuld am frühen Tod des geliebten Vaters, ist später darum immer auf der Suche nach weiblicher Wärme, die ihm als Kind fehlte. So erblickt er in jeder Geliebten auch einen Mutterersatz. Das macht ihn auf erotischem Feld so umtriebiger, lässt ihn gehetzt wirken.

Ähnlich wie Rilke ist auch Tucholsky ein Virtuose der Fernstenliebe, nur in Briefen ganz bei sich und der Geliebten. Im wirklichen Leben träumt er sich aus jeder Nähe schnell wieder fort. Kann man mit einem so narzisstisch veranlagten Menschen überhaupt zusammenleben? Keiner der vielen Frauen um Tucholsky gelingt das, alle sind sie schnell enttäuscht, frustriert oder empört von seiner scheinbar oberflächlichen Art, sich immer neu verlieben zu müssen.

Doch ihm geht es um etwas anderes: schreiben. Wenn er arbeitet, dann zählt nichts weiter um ihn herum. Auch Hermann Hesses zweite Frau Ruth hatte konsterniert gefragt, warum man mit einem Menschen, den man liebt, nicht einfach zusammenleben könne. Vielleicht, weil das Problem der Künstlerehe nun einmal höchst kompliziert ist. Ein passionierter Autor verheiratet sich immer mit dem Buch, das er gerade schreibt.

Klaus Bellin zeigt uns eindrucksvoll diesen fortwährenden Kampf Tucholskys darum, neben dem Schreiben auch ein ganz normales bürgerliches Leben zu führen. Das aber muss in dem Maße misslingen, wie dem Autor sein Werk gelingt. Als Tucholsky ebenso beharrlich wie erfolglos um Mary Gerold wirbt, ist er allerdings gerade verlobt – mit Kitty Frankfurter. Er ist ehrlich genug, inmitten seiner fortgesetzten Beziehungsverstrickung seine Bücher immer gleich mehreren Frauen zu widmen, in einer diskreten Folge von Abkürzungen, wie in »Rheinsberg«, seinem großen Erfolg von 1912: »Unseren lieben Frauen M.W. – K.F. – C.P.«

Nach dem Krieg ist er wieder in Berlin, das er hasst wie keine andere Stadt, besonders jetzt: »... eine scheußliche Schicht von Mitbürgern kommt hoch, das Geld regiert nicht, es rast und tyrannisiert.« Mary sitzt in Riga fest, das von der Roten Armee eingenommen wird, um dann mit den Baltischen Truppen die Stadt zu verlassen. Aus dem Bürgerkrieg kommt sie nur mit der »Eisernen Division« heraus, einer »richtigen Räuberbande« – und steht plötzlich in Berlin vor Tucholskys Tür. Der hatte gerade andere Dinge zu tun, als immer noch um die kühle Mary (die neuerdings eine vergnügungssüchtige Seite offenbart) zu werben, er schreibt erst für die »Schaubühne«, dann für die »Weltbühne«, aber auch für Ullsteins »UlK«. Sein Lebensstil ist aufwendig, er braucht viel Geld, und er verdient viel Geld. Berlin saugt ihn auf, für Mary aus Riga hat er keine Zeit, mit ihr – so glaubt er – ist er fertig.

Er heiratet statt dessen eine alte Freundin, die Claire Pimbusch aus »Rheinsberg«, Else Weil – eine außergewöhnliche Frau, von deren Geist und Witz das intellektuelle Berlin hingerissen ist. Sie ist eine der ersten promovierten Medizinerinnen in Berlin, mit eigener Praxis. Von der kann sie allerdings kaum leben, nebenbei muss sie noch als Sekretärin arbeiten. Es gab Zeiten, da waren Kassenärzte in Deutschland fast so arm wie ihre Patienten. Aber das Paar lebt mehr und mehr aneinander vorbei – und bei Tucholsky setzt sofort nach der Heirat der übliche Mechanismus ein: Er denkt an eine andere. Mary. 1924 lässt er sich von Else Weil scheiden – nach einer Odyssee durch Europa wird sie 1942 in Auschwitz ermordet

Gleich nach der Scheidung heiratet er Mary, aber das Muster bleibt dasselbe, wie Klaus Bellin schreibt: »Das Alleinsein nervt, und die Ehe nervt auch.« Das Unglück beginnt in dem Moment, da das Glück fixiert scheint. Man streitet ganze Tage, Tucholsky träumt derweil von anderen Frauen – und schreibt mit nie nachlassender Disziplin und einem Erfindungsreichtum, der tristem Alltag abgetrotzt ist. Bellin lässt uns Schritt für Schritt über die Stationen Paris und Schweden bis zu Tucholskys Selbstmord am 21. Dezember 1935 an dieser Form von ständiger Selbstverhinderung im Alltag teilhaben, stellt beharrlich die Frage nach den fragilen Bedingungen des Schöpferischen.

Gibt es ein Fazit aus dem ständigen Widerstreit von unbewusst gelebtem Leben und bewusst geformten Werk? Der Autor zieht, ebenso einfühlsam wie präzise auf Mary und Kurt Tucholsky blickend, ein vorläufiges: »Die große, die haltbare, immer wieder beschworene Liebe gibt es nur in den Briefen. Sobald die Frau Wirklichkeit wird, ein Wesen aus Fleisch und Blut, überfällt ihn die Angst, und alles in ihm dringt auf Rettung.«

Klaus Bellin, Es war wie Glas zwischen uns. Die Geschichte von Mary und Kurt Tucholsky, Verlag für Berlin-Brandenburg, 165 Seiten, 19,90 €

Foto: Robert Michel